

10]

Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

„Aber Sultanchen! Funkeln Deine Augen nicht von Tränen? Mit Lächeln soll man seinem Bräutigam begegnen!“

„Ich kenne ihn ja nicht,“ seufzte sie.

„Dein Vater wird meiner Sultana einen guten Herrn finden.“

Sie küßte ihre Tochter und führte sie zurück in den Säulenhof.

Mabrufa kam ihnen mit gerunzelter Stirn und gravitätischen Schritten entgegen, den Zorn ihres Herrn launig nachäffend. Aber nur ein bleiches Lächeln lohnte heute Abend ihre Talente; keine der Damen war in Stimmung.

Sie merkte es sofort und brach ab.

„Wie schön Du bist, Sultana! So sah Deine Mutter in jener Nacht aus, als Si Hamza sie raubte.“

„War ich ebenso schlank?“

„Du warst ebenso schlank und ebenso schön, als er Dich vor meines Vaters Gurbi vom Pferde hob. Gleich warst Du von der Nachtkälte. Aber als wir ein großes Feuer anzündeten, stieg Dir das Blut in die Wangen. Ich sehe es noch heute.“

Mabrufa lachte.

„Jetzt träumt Si Hamza von anderen Augen, sagte Lalla Djerida, und etwas Wildes kam in ihren Blick.“

Ein ernstes Schweigen entstand. Alle drei machten sich daran, die Blumen zu begießen.

Die Sonne war fort. Zugleich erglommen die ersten Sterne und die Dämmerung fiel ein.

Ebenso jäh war der Uebergang von der Tageswärme zur Nachtkühle.

Mutter und Tochter zogen sich in den Saal zurück und setzten sich in Si Hamzas Abwesenheit, sich einem Gefühl der Sicherheit überlassend, nebeneinander auf den Divan.

Sie konnten für zwei Schwestern gelten. Nur erkannte man sogleich Lalla Djeridas Abstammung. Mitten in der Stirne war mit blauen Punkten ein umgekehrter Anker eingegraben, dessen Haken hinab zu den Augen wiesen. Auch das Kinn und die Wangen waren mit Halbmonden und Sternen tätowiert, wie es bloß bei den Beduinenweibern Brauch ist.

„Weißt Du, Mutter, wem Vater mich zu geben im Sinne hat?“

„Sidi Hamza hat seit einer Woche, seit ich mich weigerte, zu Madame Barrière zu gehen, nicht mit mir gesprochen.“

„Warum bist Du böse auf Madame Barrière?“

„Brauche ich Madame Barrière? Sie empfängt Deinen Vater und andere Männer bei sich. Bient sich das für eine anständige Frau?“

„Aber sie ist ja alt. Ueber vierzig.“

„Gleichviel. Das sind Dinge, die Du nicht verstehst. Sie sucht die Araber nur, um sie zu Verleugnern zu machen, und sie spottet des Koran. Sie und alle die anderen Numis wollen uns nur unseren Glauben und unseren Reichtum nehmen. Sie machen uns unglücklich. Sieh nur Sidi Hamza, der sein Glück zu machen glaubte, indem er vor den Franzosen scherwenzelte. Was hat er dabei gewonnen? Sie haben sein Geld genommen und ihm ihre Laster gegeben. Bald wird er ein armer Mann sein. Tagsüber sitzt er in den Cafés der Numis und des Nachts verliert er sein Gold in ihrem Kasino. Sie sind Hunde, die wir im Meere ertränken sollten, und ich hasse sie alle. Eher sollen die Weine unter mir verwelfen, ehe ich zu Madame Barrière gehe. Und niemals wird sie etwas anderem unter meinem Dache begegnen als meiner kalten Höflichkeit.“

„Aber wenn es Vaters Wille ist? Wenn Vater ernstlich böse wird?“

„Es liegt etwas anderes hinter Deines Vaters Zorn. Gerades war er vor drei Jahren, als er mich verstieß und mich später seiner alten Mutter zuliebe, die immer gut gegen mich gewesen, wieder zurückzunehmen. Damals war es eine ehrlose Andalusierin, die er in einem schändlichen Hause der El Moktargasse getroffen und die ihn verhezt hatte. Jetzt

bleibt er wieder nachts daheim, liegt wach und stößt tiefe Seufzer aus. Und tagsüber raucht er Kif und rollt sich auf seinem Divan zusammen wie eine franke Katze. Er tobt, wenn man ihn stört, und spricht ihn jemand an, so hört er entweder nicht oder schnauzt einen statt der Antwort bissig an. Glaub mir, es spuken ihm Weiber im Kopfe und darum lauert er nur darauf, mich wieder zu verstoßen; denn ich bin stark durch meinen Kontrakt: zwei Ehefrauen hat er nicht das Recht zu nehmen. Er hat seinen Namen darunter gesetzt, alle seine Nächte bei mir zu schlafen.“

„Vater wird Dich nie entbehren können. Selbst wenn er Dich verstieß, würde er Dich wieder holen lassen.“

Lalla Djerida blickte ihre Tochter mit einem selbstbewußten Lächeln an, als wollte sie sagen: Du sprichst weisere Worte als Du selbst weißt.

„Dein Vater sagte mir einmal vor vielen Jahren des Nachts, halb im Schlafe: „Wenn ich an unsere Flucht in jener kalten Frühlingsnacht denke, da wir wie Feuer über die Steppe hinjagten, den Tod auf den Fersen, und Du vor mir auf meinem Sattel sahest, die Arme um meinen Hals geklammert, weich und doch zugleich stark und geschmeidig wie eine Klinge, in Deiner dünnen Mahfa durchseist von der Kälte und dennoch so warm — dann erwacht jener ganze Kausch von neuem, und ich kann Deiner Liebe niemals satt werden.“ Dieser Worte sollst Du gedenken, sprach ich zu mir selbst. Darum geschah es, daß ich Dich heute in meine Mahfa kleidete. Ich wollte die starken Erinnerungen wecken. Und hast Du gesehen, wie er meine Mahfa wiedererkannte?“

Sultanas Augen glühten. Diese Flucht über die Steppen — obwohl es der Eltern Hochzeitsritt war — goß Feuer in ihre lebendige Kinderphantasie; denn das Kind war schon Weib. „Du sollst sehen, Mütterchen, Vater verstößt Dich nicht.“

Sie verstummten für einen Augenblick beunruhigt. Draußen im Hofe schollen Pantoffeln, aber es waren Nurs hastige Schritte; er benutzte Si Hamzas Abwesenheit zu einem kleinen Plauderstündchen mit Mutter und Schwester.

Sultana sprang sogleich empor, um sich in der Mutter Tracht zu zeigen. Diese bestand nur aus zwei langen Bahnen blauen Zeugens, deren eine den Rücken deckte, während die andere die Vorderseite des Körpers verhüllte. Kein Saum, keine Naht vereinigte sie. Zwei enorme Silberspangen — an Ringen befestigte Nadeln — hielten das Gewand an den Schlüsselbeinen zusammen. Eine rote Schärpe, die über der linken Hüfte durch einen Ring geschlungen war, knüpfte es um den Leib fest. Längs der Seiten, vom Arm bis hinab zum Knie, war es offen, so daß es nur bei stiller Luft und wenn der Körper in Ruhe war, die Gestalt zu verbergen vermochte. Ein Turban war um das Haar gebunden und hielt den langen roten Schleier fest, der über den Nacken hinabwogte.

Die großen Silberohrringe waren an kleinen Köpfchen befestigt und reichten bis zur Schulter hinab. Um den Hals hing eine Silberkette mit Fatmehänden und unzähligen anderen Amuletten. Hohle Knöchelringe klinkten bei jeder Bewegung der Füße.

Das Gewand hob Sultanas schlanken, schwanken Wuchs hervor und die barbarischen Schmuckstücke verliehen ihrer Schönheit Kolorit; sie war ganz und gar ihrer Mutter Typus: die Gazelle aus den großen Steppen und den großen Zelten. Für Nur war sie Luft — so erfüllt war er von seiner Neugier.

„Hört nur, was Marcel mir erzählt hat! Er traf Freitag draußen auf Sidi bel Gassen eine junge Araberin, die ihm ihr Antlitz entschleierte!“

„Er lügt,“ sagte Lalla Djerida augenblicklich. „Er verleumdet die Araberinnen.“

Sultana fühlte das Blut in ihren Wangen. Sie wandte sich um, wie um ihre Schärpe zu lösen und fester zu knüpfen. „Marcel lügt nicht und greift nie die Araber an,“ wandte Nur ein.

„Er hat eine Kurtisane gesehen,“ beharrte seine Mutter.

„Er sagte, sie sei sehr jung und ihr Antlitz sei frisch gewesen wie eine betante Traube und habe weder Schminke noch Kosmetik gefannt.“

„War sie schön?“ fragte Sultana, tief gebückt und mit ihren Knöchelringen beschäftigt.

„Er sagte“ — Nur Stimme wurde plötzlich feierlich und er sprach französisch, das er sogleich der Mutter übersetzte — „er sagte: sie sei schön gewesen wie der Sonnenaufgang, von Karthago gesehen.“

„Er hat eine Djinn*) gesehen!“ triumpierte Sultana, sich aufrichtend, wieder völlig Herrin ihrer Miene.

Nur mußte lachen.

„Glaubst Du an Djinnen?“ fragte er fürchterlich überlegen, aber offenbar in seinem Unglauben nicht ganz sicher.

Die beiden Frauen waren gleichermaßen entsetzt über den frechen Verleugner.

„Nun hört nur mal,“ sagte Nur. „Ich traf eines Tages einen alten Neger und sagte zu ihm: Gibt es Djinnen? Ja, sagte er, es gibt Djinnen. Hast Du sie gesehen? fragte ich. Komm morgen zu mir, so will ich Dir zeigen, daß es Djinnen gibt! Ich ging nächsten Tag hinaus, es war weit draußen in einem Winkelgäßchen hinter Galfautin. Richtig, der Schwarze war daheim. Er zündete ein Kohlenbecken an und murmelte eine ganze Vitane darüber. Plötzlich warf er sich auf die Nase und blieb liegen. Ich ließ ihn liegen. Als er sich endlich erhob, sagte er: Glaubst Du jetzt an Djinnen? — Nein! — Siehst Du das blutende Loch hier an meiner Stirne? — Ja! — Das haben die Djinnen geschlagen! — Dankel sagte ich, und seither habe ich nicht mehr an Djinnen geglaubt.“

„Es sind nur die Franzosen, die Dir solchen Unglauben einimpfen. Ich sagte es ja!“

„Nein, Mutter, es sind die Neger!“

„Es kommt von Marcel.“

„Marcel ist viel zu wohlgezogen, um von Religion zu sprechen — mit mir.“

Valla Djerida mußte sich ein wenig erholen, ehe sie genügend angeammelt war, um sich auf eine Dokumentation einzulassen.

Sultana war indessen wieder ganz ruhig geworden. Ihr freitägiges Abenteuer war ja über der neuen Wendung, die sie dem Gespräch geschickt zu geben gewußt, glücklich vergessen.

Wenn sogar die Neger, deren Seele schwarz ist wie die Nacht, an Djinnen glauben, muß ich dann erleben, daß mein eigener Sohn sie verleugnet! Und nun höre, was ich selbst als Kind von einem Neger gehört habe, der selbst denjenigen gekannt hat, dem es passierte. Es war also ein junger Mann, der mit seiner alten Mutter lebte. Aber seine Mutter wurde nicht müde ihm zu sagen: mein Sohn, sieh, ich bin alt und kann bald dein Haus nicht mehr versehen. Suche dir ein Weib, das für dich arbeiten und Tag und Nacht deine Freude sein kann. — Wie du befehlst, liebe Mutter, sagte der Sohn und tat, als suche er ein Weib, suchte aber keines, weil eine Djinn ihre Launen und Begierden auf ihn geworfen und ihm verwehrte, sich zu beweiben. Jeden Abend, wenn die Mutter schlief, kam sie und legte sich zu ihm. Des Morgens, wenn er erwachte, war sie fort, aber unter dem Kopfkissen fand er einen Taler. Als die Djinn nun hörte, daß die Mutter ihrer Heiratspläne nicht müde wurde, sprach sie zu dem jungen Manne: Wahrlich, wenn deine Mutter dich nicht in Frieden läßt, so muß sie sterben. Die Mutter aber blieb bei ihrem Sinn, wie alle Weiber, und eines Tages kam sie zu dem Sohne und sprach: ich habe dir ein junges Weib gefunden, das für dich arbeiten und dir Tag und Nacht zur Freude sein kann. Ich sah sie heute im Bade und ihre Glieder sind wie Marmorstäulen, sie hat die Augen der Gazelle und Augenbrauen wie Adlerflügel. Ihre Lippen sind wie die Rosen in Tunis. — Gut, sagte der Sohn, ich will deine Worte erwägen, o Mutter, aber bedenke, was die Djinn gesagt hat! Auch in dieser Nacht kam die Djinn und fragte ihn nach allem aus und sagte: Wahrlich, morgen wird deine Mutter sterben. Aber als er den nächsten Tag erwachte, fand er seine Mutter erdrosselt im Bette, und er heiratete nie mehr. Glaubst du nun, daß es Djinnen gibt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die heiße Hündin.

Von Hans Han.

Der Zuchthausinspektor Tschiburn hatte, wie das seine Gewohnheit war, den Abendpaziergang angetreten. Wie er dem Wächter an der kleinen Pforte neben dem Haupttor das Losungswort zudrönte, sah er genau so finstern drein, wie am Morgen beim Straf-

*) Unter Djinnen verstehen die Mohammedaner übernatürliche gute und böse Wesen, ein Mittelglied zwischen Mensch und Engel.

appell, wenn er den Gefangenen die härtesten Strafen für ihre Weisheit nur in seiner Erbildung bestehenden Verfehlungen zudiktirte.

Aber die Pforte sprang auf und in das Abendlicht, das mit seiner rosigen Blut in den hochummauerten Anstaltshof hereindrang, fuhr zuerst mit gewaltigen Sprüngen die Riesendogge hinaus, die den Inspektor zu allen Zeiten bewachte . . . Das war der Hund, der den Strafgefangenen Adamszahl beinahe zerrissen hatte.

Der Pole, ein riesiger Flößer, war bei seinem Eintritt zu dem Zigarrenmachern gekommen. Und die gewaltigen Häute, die die schwere Flohstange, wie wenn's ein Stäbchen wäre, in den Flußgrund stießen, erlahmten und sanken nutzlos herab von dem weichen Riechholzstische, auf dem der kurzgeschnittene Tabak, die leichtgerollten Mapper und die hauchdünnen Deckblätter sich zu Zigarren formen sollten. Nach zwei Monaten, in denen er sein Penunum nicht erfüllt hatte, bekam er Kostentziehung und man brachte ihn damit zur Verzweiflung; sein enormer Appetit verlangte ja mehr, als bei tausend anderen Leuten, nach Sättigung! Wie er aber dann, am Schlußtag des dritten Monats wieder aus demselben Grunde vorlam zum Strafappell, da sprang Herr Tschiburn aus, hochrot im glattrasierten Gesicht, mit seinen harten Augen den Polen fassend, wie mit Krallen.

„Was? Der?! . . . Son Kerl! . . .“

Dann setzte er sich rasch wieder, stieß den Atem heraus, starrte aufs Papier und murmelte:

„. . . Prügel . . . fünfundzwanzig . . . weg!“

Der Pole begriff das gar nicht sogleich . . . Erst wie man ihm am nächsten Tage die gewirkte, dünne Hose, statt der brettschnürlichen, englisch lederernen anzuziehen befohl, ward er stutzig . . . Und vier Aufseher hatten zu tun, daß sie ihn auf den Bod brachten. Und er bekam von dem wütendgemachten Klotzopf in der blauen Uniform, den die Gefangenen mit bitterem Scherz den „Zahlmeister“ nannten, volles Gewicht.

Geprügelt wurde beinahe jeden Tag in diesem Hause. Aber so ein gräßliches Geheul, wie an dem Sonnabend erinnerte sich nicht einmal der zweiundachtzigjährige Gattenmörder mitangehört zu haben, der seit vierzig Jahren in dieser Hölle briet; und den sein Alter, seine Blödsinnigkeit und seine Hinfälligkeit nicht vor Schlägen hatten schützen können, bis er in stundenlanger Ohnmacht den Beweis erbrachte — nach auch so einer, an seinem alten, zermürbten Leibe vollbrachten Schandtat — daß er die Fähigkeit, verprügelt zu werden, nicht mehr besaß . . .

Und wie der letzte Tag des vierten Monats, den Stanislaus Adamszahl hier verbrachte, sich erfüllt hatte, kam der Pole wieder vor, wegen nicht fertiggestellten Arbeitspensums.

Herr Tschiburn sah gar nicht auf:

„. . . Prügel . . . fünfundzwanzig . . . weg!“

„Wa . . . was denn?“ wollte der Inspektor auffahren, indem hatte ihn der Pole schon! Und hätte der sich nicht gegen den Teufel von Hund wehren müssen, so würde der Inspektor wohl kaum noch einen Strafappell abgehalten haben. So lag der Pole gleich am Boden und schloß sich mit zerfleischten Armen den Hals, den die Bestie ihm mit Gewalt durchbeißen wollte . . .

Endlich rief Tschiburn den Hund zurück.

Adamszahl lebte. Und sowie man die schweren Mißmunden zusammengeführt hatte, wurde er wieder in den Bod geschwallt, vom dem man ihn besinnungslos herabheben mußte . . .

Damals verhängten die Strafanstaltsdirektoren noch Prügel, wie und wann's ihnen angemessen dünkte. Und weil der Direktor seit Jahren an einem Krebsleiden litt und fast nie im Hause war, hing das Wohl und vor allem das Weh der Gefangenen vom Herrn Inspektor Tschiburn ab.

Die Felder dieser ebenen Gegend waren schon grün. Im blauen Dunst des Aprilabends verschwamm der Horizont, den Feuerlichter frönten . . . Das Land war still und einsam, bis ein Trupp Flußarbeiter des Zuchthauses, im harten Tritt ihrer benagelten Schuhe sich näherte. Die Dogge, weißgrau leuchtend im Abenddämmer, schoß bläsend auf die in Erdsfarbe gelleideten Gesiallen los . . . Der Inspektor, vor dem sie ehrfürchtig ihre Mühen zogen, den der blau uniformierte Aufseher respektvoll begrüßte — der Inspektor sah sie gar nicht . . . Sein düsteres, unter struppig schwarzer Brauen starrendes Aug' änderte seines Blickes Richtung nicht; es hing fern an den Dornhecken und Büschen des Landweges, den er allabendlich entlang ging, als spüre dort sein immerwährendes Mißtrauen schon wieder nach verbotenen und strafwürdigen Dingen.

Sobald er aber den Züchtlingstrupp ein Stück hinter sich hatte, drehte der Inspektor sich um . . . Vielleicht sprach das einer mit dem andern! . . . Die Aufseher waren oft solche weichlichen, nachgiebigen Wichte, die den Zweck der Strafe gänzlich verkannten! . . .

Der Inspektor beobachtete jede Bewegung der Leute, deren Farben und Linien im Dunst verflatterten bei der raschen Bewegung, die den Haufen mehr und mehr zusammenballte und immer kleiner werden ließ . . . Oh! daß er Ohren gehabt hätte, die bis dahin reichlich! . . . und Augen, die alles sähen! . . . weiter wünschte sich Tschiburn nichts! . . . Nur keine Mißde! . . . Keine Nachsicht mit Leuten, die jedes Mitgefühl verhärtet hatten und die selbst im Zuchthaus durch tausend Niedrigkeiten ihren unwürdigen Charakter zu erkennen gaben! . . .

„Aber zum heiligen . . .!“ Der Inspektor legte rasch seine große, hartfingerige Hand auf den vom schwarzen Schnurrbart überwachsenen Mund: nicht fluchen! . . . Das wäre Sünde! . . . Wenn man bestellt ist zum Erzieher und Züchtiger solcher gottvergessenen Menschen, dann ist für das eigene Leben ein mangel-

lofer Wandel das höchste Gebot! . . . Und er legte den gekrümmten Zeigefinger der Dinten an den Mund, einen gellenden Pfiff hervorbringend, der den Hund zurüdrufen sollte, seinen „Greif“, der weit im grünen Saatfelde mit einem Roter spielte, dessen Größe der seinen beinahe gleichsam.

„Aha!“ sagte der Inspektor, als die sonst so gehorsame Dogge den Pfiff nicht achtete, zu sich selber, „er wird da eine Hündin haben, das Rabenvieh! . . .“ Und er drehte sich in der Runde, um den Herrn des anderen Tieres zu erspähen . . . Nun pfiff Herr Tschiburn von neuem, gellender, durchdringender noch, wie vorher — ohne Erfolg . . . Die Tiere, denen der Frühling das Blut schäumen machte, trieben sich in prachtvollen Sähen über das grüne Erdreich; und im leidenschaftlichen Spiel entfernten sie sich immer mehr von der Stelle, wo der Zuchtinspektor stand.

Dem halbe zwiefache Grimm die Faust und ließ den blauen Aberkranz auf der breiten niederen Stirn heraustreten, der in den Räumen des Zuchthauses stets Siebe für ein unglückseliges Menschenkind bedeutete . . . Die freche Szene, die der Hund, das einzige Geschöpf seiner matten Zuneigung, ihm da vorspielte, dieses schamlose Gehebe war dem Manne widerlich, der das Geschlechtliche um so mehr haßte, als es sich ihm stets nur in der rohesten, zotigsten Form ausdrängte . . . Seit dem Tode seines Weibes, das wie eine verblasste, unschöne Photographie in seinem Gedenken lag, war der schwache Trieb der Sinne in ihm ganz verdorrt . . . Jetzt reizte irgend etwas im tierischen Wilde sein erstorbenes Gefühl und füllte sein Blut mit einer zornigen Flamme an! . . . Dann fehlte ihm der Hund, der zu seinen Füßen liegen oder ihn nahe umschwärmen mußte . . . Die Dogge bedeutete für den Mann Mut und Sicherheit.

Er prüft andauernd . . . Die Tiere rasten in hohen Fluchten über den Acker, den Dornhecken zu . . .

Nun mußte er doch dahin! . . . Er ging erst, dann lief er und kam außer Atem — er wollte seinen Hund wieder haben! . . . So! . . . nun war er weg! . . . in den Gebüsch verschwinden! . . . Da! . . . Da! . . . Der Inspektor blieb, wie plötzlich erstarrt, in vorgebeugter Haltung, Auge und Ohr zum äußersten drängend, stehen . . . Ein Aufheulen? . . . nochmal . . . vielleicht biß das efflige Ruder seinen Greif ab! . . . Der Inspektor rannte immer schneller . . . Der schöne, wertvolle Hund, der sein Schutz war, lag ihm am Herzen!

Jetzt war er an dem Wege, in dessen Busch und Heckenzaun sich schon die Dunkelheit hing, während droben das schwermütvolle Blau noch leuchtete und im Untergang die silbergrünen Schleier der verschwindenden Sonne wallten . . .

Beim ersten Wegbusch stand und spähte der Inspektor, dann rannte er stracks weiter . . . Auf einmal stolperte er, fiel über etwas, wollte sich mit in die Luft trallenden Händen hochraffen und schlug hart auf den lehmig-braunen Boden nieder . . .

„. . . Hach! . . . Ihr! . . . laßt . . . mich . . . hach! . . . uuuuhh! . . .“

Er verstummte. Wie feinem, von der heißen Hündin befürhten Wächter droffelte ihm jetzt die Drahtschlinge den Hals . . . Aber sein hartes, gewalttätiges Bewußtsein ging nicht unter in dem würgenden Schmerz . . . Halb von Sinnen, sah und hörte und fühlte er doch, was ihm geschah, mit gräßlicher Deutlichkeit.

Erst sah er den Kadaver seines erstochenen, blutüberströmten Hundes, als ein Keil mit geschwärtztem Gesicht ihn an den Weinen ins Dickicht zerete — der andere, der die sein Leben bedrohende Schlinge hielt, ging neben her, wie ein Hentel.

Und dann fühlte der Inspektor, dem das Blut vom Gesicht rann, dem die Hände auf dem Rücken gefnebelt wurden, der für jede Bewegung der Abwehr einen Fußtritt auf den harten Schädel erleiden mußte, wie man ihm die Kniefer herunterriß . . . Die Kerle reckten seine Arme, daß die Gelenke knackten und banden sie an eine Krüppelstiege; die Weine, deren Haut zerriß, an einen Dornbusch.

Er bekam Schläge!

Schläge, wie er sie selbst tausend- und tausendweise hatte austeilen lassen! . . . Ein Weib zählte. Aber wie Tschiburn beim fünften zu schreien anfang, setzte sie sich auf seinen Kopf und erstickte mit ihren Rößen seinen lauten Jammer.

Der Zuchtinspektor, der so manchesmal dabeigestanden hatte und der den graufigen Karm, den die gepennigten Züchtlinge machten, voller Verachtung, kalt, gefühllos, ohne ein Mitleidsfünkchen in seinem steinernen Herzen, sich hatte ins Ohr dringen lassen — der Inspektor empfand jetzt, wie jeder Schlag der scharfen Aufen seinen Wlhweg von dem schmerzzerfressenen Geßäß bis in den Hirnerb nahm, wie jeder Stieb eine neue Wunde riß, die wie der Hölle Feuer schmerzte und brannte . . . Er ersticke fast, aber in den zewühlten Sand, in den quetschenden Stoff der Frauenröcke hinein, bat er wimmernd um Gnade, bis sein Hirn, von den zadjigen Wlhen des Wehs umzudt, sich verjinsterte und sein Empfinden erlosch.

Man fand ihn am nächsten Tage . . . Er genäß auch von seinen fiebernden Wunden . . . Aber er weigerte sich standhaft, eine Beschreibung derrer zu geben, die seine Beiniger waren, wie wohl es schien, daß er sie erkannt hatte . . . Und als seine Finger, die ihr Zittern nicht wieder verloren, die Feder halten konnten, schrieb er sein Abschiedsgesuch. Es wurde gewährt und doch mußte er noch aus seinem Amte heraus ins Narrenhaus gebracht

werden. Weil er eines Tages strüllend durch die Zuchthaustorribore raste, brüllend:

„Gnade! . . . Gnade! . . . Am Gotteswillen! . . . Nicht schlagen! . . .“

Aus dem Leben des Kuckucks.

Von E. Schenking.

In der Mitte des April, wenn die Erlenbüsche anfangen grün zu werden, stellt sich in unseren Wäldern, namentlich wenn sie nicht von zu großer Ausdehnung und lustig sind, von Wiesen umgeben und von einem Bächlein durchflossen werden, der allbekannte Frühlingsherold, der Kuckud, wieder ein.

Der Abc-Schläge begrüßt seine Ankunft mit frohen Liedchen, der Landmann auf seinem Acker freut sich, den angenehmen Ruf wieder zu hören, und der sorgende Forstwirt findet in dem Zurückgekehrten einen Hilfsarbeiter im Kampfe gegen die Schädlinge seiner Pflegebefohlenen. Alle kennen ihn, und doch kennen ihn die meisten nicht. Denn so oft man auch seinen Ruf vernimmt, so schwer läßt sich der schlaue Vogel in seinem Tun und Treiben beobachten.

Der gemeine Kuckud, Cuculus canorus, erreicht etwa die Größe einer Taube, ist aber von schlankerem Bau. Die Färbung seines Gefieders — auf dem Rücken bläulichgrau, an der Kehle heller, an der Unterseite weißlich mit queren, braunen Wellenlinien — hat ihn in vergangenen Zeiten auch zu einem verwunschenen Bäder- bzw. Müllergeßellen gemacht, der armen Leuten vom Teig oder Mehl gestohlen und daher ein mehlfestaubtes Gefieder tragen muß.

Die Heimat des Kuckuds ist die alte Welt. In Deutschland fällt seine Ankunft gegen Mitte April, sein Wegzug von Anfang August bis Mitte September. Er hält sich am liebsten im Walde in den Kronen alter Bäume auf, fehlt aber auch in waldlosen Gegenden nicht, so zum Beispiel auf den Nordseeinseln. Jedes Pärchen hält sein ziemlich großes Revier von Einmischung anderer Individuen seiner Art frei. Ehe noch die Morgendämmerung den Anbruch eines neuen Tages verkündet, weckt der „Kuckudruf“ der in den frühesten Morgenstunden zuweilen bis hundertmal erschallt, die Schläfer des Waldes. Raun hebt sich der Sonnenball über den Horizont, so beginnt seine Arbeit. In gewandtem, faltenartigem Fluge, den langen Stoß nachschleppend, fliegt er von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, um den unerfättlichen Raugen zu befriedigen. Seine Hauptnahrung bilden Raupen, namentlich die Bärenraupen des Prozessions-, Eichen-, Kiefern-, Birken-, Ringel- und Schwammspinners wie die der Kanne, welche er freigierig aufsucht und deren Haare zuweilen an der Innenwand des Ragens einen maupepelartigen Ueberzug bilden. Professor Altum fand im Schlund, in der Speiseröhre und im Magen eines Kuckuds einmal 97 Prozessionspinnerraupen und in dem eines anderen Exemplars 18 fast erwachsene Raupen des Kiefernspinners. Ein anderer Beobachter zählte als Mageninhalt eines dritten Kuckuds 80 Raupen, darunter etwa sieben Zentimeter lange von *Lasiocampa*. Baron v. Freitag erhielt einen jungen Kuckud, der am ersten Tage 30 große grüne Heufaraden, 13 junge Eidechsen von der Länge eines kleinen Fingers, 55 Mehlwürmer, 22 Grillen, 9 Kreuzspinnen, 13 Puppen des Kohlweißlings und eine Unmenge von Ameisenenern verßigte. Treten in einer Gegend schädliche Raupen in Menge auf, dann finden sich auch die Kuckude zahlreicher ein, so beobachtete E. v. Homeyer bei starkem Auftreten der Kanne Raupe in einem Wäldchen gegen 100 Kuckude. Als die Schädlinge vernichtet waren, verschwanden auch die Vögel wieder. Man nimmt an, daß ein Kuckud in der Minute 10 Raupen zu verschlingen mag. Rechnet man in der Minute auf jeden Vogel auch nur 2 Raupen, so macht dies auf 100 Vögel täglich — den Tag im Juli zu 16 Stunden gerechnet — 192 000 Raupen, und in 15 Tagen (so lange währte der Kuckud in jenem Wäldchen) 2 880 000 Raupen. Wegen der Raupenverteilung ist der Kuckud für die Forstwirtschaft fast der nützlichste aller einheimischen Vögel. Wie im Walde verfährt er auch in den Obstplantagen und Gärten. Er klist die Raupen von den Bäumen ab, indem er sich nach Art des Specktes an dem Stamm und den Zweigen bewegt. Außer Raupen verzehrt der Kuckud Insekten aller Entwicklungsstufen und Arten; auch nimmt er gern die Früchte des echten Faulbaumes.

Die etwa in zweihundert Arten über die ganze Erde verbreitete Familie der Kuckude läßt sich biologisch und oologisch (nach der Art der Eier) in zwei an Artenzahl nahezu gleichgroße Gruppen einteilen. Die eigentlichen Kuckude, die nur in Amerika fehlen, schieben ihre meist bunt gezeichneten Eier, nach Art der afrikanischen Honiganzeiger und Viehstare anderen Vögeln zur Bebrütung unter. Man kennt rund 150 Arten von Pflegeeltern des Kuckuds. Am häufigsten wurden von einem Kuckudsforscher Kuckuds-Eier gefunden beim Bürger (172mal), bei der Grasmücke (103mal), beim Rauntönig (83mal), beim Mohriänger (71mal), bei der weißen Bachstelze (55mal), beim Rotkehlchen (51mal), beim Rotschwanzchen (25mal). Ferner fand man Kuckuds-Eier im Neste der Nachtigall, der Drossel, verschiedener Meisen, Finken- und Pieperarten, der Lerche, des Gimpels, des Ammers, des Sperlings, des Fliegenschneppers, des Stares, der Elster, des Hebers, sogar in der Bruthöhle des Specktes und im Neste der Rauchschwalbe. Um das Ei in die Nester der genannten Höhlenbrüter zu praktizieren, legt es das Weibchen auf den Waldboden, auch wohl auf einen wagerecht stehenden Ast, faßt es mit dem Schnabel und schiebt es durch das Flugloch in das Nest. Es ist nun selbstverständlich, daß nicht alle Eier des Kuckuds zur Entwicklung kommen, vielmehr schlagen

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Ein Naturschutzgebiet vor den Toren Berlins. Als dritter Band der „Beiträge zur Naturdenkmalpflege“ ist von Prof. Conwentz gemeinsam mit F. Dahl, R. Kollwitz, G. Schroeder, J. Stoller und E. Ulbrich eine Untersuchung veröffentlicht worden, die recht schlagend beweist, was sich aus einer eingehenden naturwissenschaftlichen Durchforschung eines an sich kleinen Bezirks im Herzen Deutschlands herausholen läßt. Es handelt sich um das Plagesenn bei Chorin an der Stettiner Bahn. Das Beispiel dieser Forschungen zeigt in überraschender Weise, wie wenig unsere Heimat immer noch bekannt ist. Sind doch in diesem Naturschutzgebiet, das seit 1907 jeder Nutzung entzogen und sich selbst überlassen worden ist, dicht vor den Toren der Reichshauptstadt, neue Formen, neue Arten, ja sogar neue Gattungen aufgefunden worden. Freilich beruht das Ergebnis auf einer sehr gründlichen und planmäßigen Durchforschung. Im einzelnen stellt sich das Plagesenn als ein jugendliches Moor dar, und zwar als ein sogenanntes Verlandungsmoor. Die Flora des geschützten Gebiets zeichnet sich durch Artenarmut und Individuenreichtum der einzelnen Formen aus. Die große Jugend der Pflanzengemeinschaften gibt einen Grund für die Vernüchtheit der Vegetation, weil das Wasser früher eben eine viel größere Fläche einnahm als jetzt. Die Tierwelt hat stets einen Vorrang in der Besiedelung neuer Flächen; die Pflanzenwelt folgt langsamer und faßt schwerer Fuß. Die Wasservögel mögen viel zur Besiedelung des Gebiets beigetragen haben, wie denn die gesamte dort lebende Tierwelt als feuchtigkeitsliebend bezeichnet werden muß. Eine Reihe von Charaktertieren findet sich dort fast überall, und ihr Fehlen an einzelnen Stellen ist stets nur durch untergeordnete Nebenumstände bedingt. Die Forstverwaltung verdient besondere Anerkennung für die Schaffung dieses Schutzbezirks, der unberührt von Menschenhand nach einem weiteren Jahrzehnt die wichtigsten Aufschlüsse über die Zusammenhänge der Fauna und Flora zu geben verspricht. Aber schon jetzt liefert das Plagesenn zu Lehrzwecken ein sehr geeignetes Material.

Anatomisches.

Die X-Beine. Ein tadelloser Buchs ist an den Beinen noch seltener als an anderen Körperteilen. Das erklärt sich einfach daraus, daß die Beine die Last des ganzen Körpers zu tragen haben. Meist bilden sich die Abweichungen nach der Richtung des O oder X schon in dem frühesten Kindesalter aus, können dann aber noch ausgeglichen werden, wachsen sich auch einigermaßen von selbst wieder aus. Ein außerordentlich großes Material für die Beurteilung der Häufigkeit und Entwicklungsart solcher Mißgestaltungen hat Dr. Karl Franke gesammelt und in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ besprochen. Er gründet seine Schlüsse auf die Untersuchung von 1099 Personen beider Geschlechter und jeder Altersstufe. Er fand unter 512 Männern 46 Proz. mit geraden, oder wie er sich ausdrückte, Parallelbeinen, 16 Proz. mit O-Beinen, 38 Proz. mit X-Beinen. Beim weiblichen Geschlecht zeigte sich das Verhältnis wesentlich ungünstiger. Nur 32 Proz. hatten gerade Beine, 9 Proz. O-Beine, 59 Proz. X-Beine. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die X-Beine im allgemeinen schwächer und weniger leistungsfähig sind als O-Beine. Wählt man aus dieser Statistik nur die erwachsenen Personen aus, so wird das Ergebnis für das schöne Geschlecht noch viel ungünstiger. Unter den erwachsenen Männern fand Franke mehr als vier Fünftel geradbeinig, unter den erwachsenen Frauen nur etwa ein Drittel. X-Beine hatten nur 13 Proz. der Männer, dagegen 65 Proz. der Frauen. Also kommen auf einen X-beinigen Mann fünf X-beinige Frauen. Man sollte fast meinen, daß die Frauen sich dieses Nachteils seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden bewußt gewesen sind und die weibliche Tracht danach gewählt haben.

Besonders interessant ist die Tatsache, daß sich das männliche Geschlecht in dieser Hinsicht besser auswächst. Nach den Feststellungen von Dr. Franke sind unter den Knaben zwischen dem zweiten und fünften Lebensjahr noch mehr als dreiviertel X-beinig, unter den jungen Männern von 23 Jahren nur noch 5 Proz. Die X-Beinigkeit ist bei den Mädchen zwischen dem zweiten und fünften Lebensjahr sogar etwas seltener als unter den Knaben. Dafür scheint sie noch zu steigen, denn gegen das 50. Jahr hin sind mehr als vier Fünftel der Frauen x-beinig. Daraus geht schon hervor, daß man auch hier von einem „Werden und Vergehen“ sprechen kann. Krumme Beine können gerade werden, gerade in O- oder X-Beine übergehen. Vor allem beherzigenswert ist der Satz, daß der tüchtige Gebrauch der Muskeln, die gerade Gestalt am besten gewährleistet. Männer und Frauen, die viel sitzen oder liegen, einen festen oder faulen Lebenswandel führen, stehen am meisten unter der Gefahr, den X-Beinen zu verfallen. Dr. Franke sagt geradezu, man könne an den Beinformen die Sittsamkeiten von den tatkräftigen Menschen unterscheiden. Diese Beobachtungen erfahren übrigens auch eine Bestätigung darin, daß bei den wilden Völkern x-beinige Frauen weit seltener sind. Dadurch wird endlich zu dem Schluß geführt, daß die schmerzlichen Frauenröde wesentlich zur Verschlimmerung der X-Beinigkeit bei den Europäerinnen beitragen, und er zieht deshalb namentlich gegen die Mode der engen Röde zu Felde, die den Gebrauch der Weimuskeln noch besonders behindert.

nicht selten die Eigentümlichkeiten dieser Brutpflege zum Verderben für die Nachkommenschaft des Kuckucks um. So entfernen manche Vögel das fremde Ei einfach aus dem Neste, andere überbauen das Ei, dritte verlassen das entweichte Nest ganz und gar, so z. B. der Baumkönig, dem gerade mit am häufigsten Frau Kuckuck ihr Geschenk aufstrotzt.

Beim Ablegen seiner Eier wie beim Entfernen von Resteiern hat der Scharozer oft heftige Kämpfe mit den Resteierventilern zu bestehen, die nicht selten das Zugrundegehen des Kuckucksweibes zur Folge haben. Auch ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß das Kuckucksweibchen jedes Nest nur mit einem Ei beglückt und daß, sobald zwei oder drei Kuckucksweiber in ein und demselben Neste gefunden werden, sie von ebenso viel Kuckucksweibchen herrühren. Das kann sogar mit Sicherheit festgestellt werden. Beobachtungen und Erfahrungen haben nämlich gelehrt, daß nicht nur die einzelnen Eier eines Geleges übereinstimmend gefärbt sind, sondern daß auch sämtliche Gelege ein und desselben Weibchens einander gleichen. Da nun die Kuckucksweiber sich durch Annäherung ihrer Merkmale an die Resteier kennzeichnen, besitzen sie überraschende Mannigfaltigkeit in der Färbung, dem Kolorit der Eier jener Vogelarten entsprechend, denen das Kuckucksweibchen sein Ei zur Bebrütung unterschiebt.

Jeder weibliche Kuckuck hat die Gewohnheit angenommen, seine Eier in das Nest einer bestimmten Vogelart zu legen. Wenn nun auch von sämtlichen Kuckucksweibern, die beispielsweise in Rotchwängchenestern gefunden werden, 85 Prozent den Eiern des Restvogels angepaßt waren — in gewissen Gegenden, wie in der Dessauer Heide, weicht kein einziges davon ab —, so bleibt diese Art der Anpassung doch eine Ausnahme, und in Wirklichkeit sinkt der Prozentsatz der tatsächlichen Ähnlichkeit auf 4 Prozent herab. Wo bleibt da die schön klingende und vielbewunderte Theorie, nach der die Kuckucksweiber in der Regel eine so täuschende Ähnlichkeit mit den Resteiern haben sollen, daß der Vogel dadurch getäuscht werde und sie für die seinigen halte?!

Wollte man, um die Begezeit des Kuckucks festzustellen, einfach die Daten annehmen, die über das Auffinden von Eiern notiert wurden, so würde dies ein falsches Resultat ergeben. Ein Beobachter fand am 28. April das erste Kuckucksei und am 6. August das letzte frisch gelegte. Zwischen beiden Tagen liegt ein Zeitraum von 100 Tagen. Wenn aber der Zweck einer parasitischen Brutpflege erreicht werden soll, so muß sich der Kuckuck notwendigerweise auch der Brütezeit jener Vögel anpassen, die er zu Pflegern seiner Brut auszuwählen hat. Deshalb überschreitet auch seine Begezeit 35–45 Tage nicht; im allgemeinen hat man aber einen nur zwanzigtägigen Zeitraum beobachtet.

Ueber die Stückzahl des Geleges ist man bis in die neueste Zeit im unklaren gewesen. Jetzt weiß man, daß sich die Eierproduktion eines Weibchens auf 14, 15, 16, sogar 17 Stück belaufen kann. Wenn man berücksichtigt, daß ein großes Glück dazu gehört, alle Eier eines Weibchens aufzufinden, da neben den Restvögeln und dem Kuckuck auch Raubzeug Eier vernichten, kann man füglich noch eine höhere Zahl als die festgelegte 17 als oberste Grenze annehmen und behaupten, daß der Kuckuck 17–22 legt. Endlich ist durch gewissenhafte Beobachtung festgestellt worden, daß die Ablage der Eier einen Tag um den anderen erfolgt.

Der junge Kuckuck ist anfänglich nicht viel größer als die übrigen Nestlinge; er wächst aber rasch und hat diese in kurzer Zeit überholt. Liehen sich die Kuckuckswirte vielleicht anfangs durch das an Größe und Färbung dem eigenen Gelege ähnliche Ei des Scharozers täuschen, so merken sie doch jetzt, wo der junge Kuckuck auf Kosten der eigenen Nachkommen heranwächst, daß sie es mit einem Fremdling zu tun haben. Dann aber kommt eben die Gutmütigkeit zur Geltung. Bekanntlich sorgen die Pflegeeltern mit unermüdlicher Ausdauer für ihren Pflegling und machen übergroße Anstrengungen, um den unerfährlichen Fresser mit Nahrung zu versorgen. Man beobachtete sogar, daß sie darüber den Abzug ihrer Sippe nach dem Süden unbeachtet liegen und sich ihrem aufgedrungenen Pflegling noch weiter widmeten. So weiß ich von einem Nachstelzchen zu berichten, das noch im November einen jungen Kuckuck fütterte, der in einer hohlen Weide saß und seinen Kopf aus einem Spalt hervorstreckte. Ich befreite den Gaud aus seinem Gefängnis und anderen Tags war das Nachstelzchen verschwunden.

Bald werden dem jungen Kuckuck die Stiefgeschwister un bequem und er drängt eines nach dem andern über den Nestrand hinweg. Friedrich schreibt über diesen Vorgang: Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, aus eigener Anschauung mich von der bestimmten Tatsache zu überzeugen, daß der junge Kuckuck seine Stiefgeschwister absichtlich aus dem Neste wirft. Der erste Fall meiner Beobachtung war bei einem fast nackten Jungen, das sicherlich höchstens drei Tage alt war. Diesem legte ich, da es allein im Neste war, acht-tägige Kanarienvögel ins Nest und der junge Kobold ruhte nicht eher, als bis er eines durch heftiges Umherdrehen und Unterschieben des Kopfes oder Hinterkörpers auf dem Rücken sitzen hatte. Den Würzel hob er dann dem Nestrande zu, erhob sich schnell und kräftig, machte eine Rückwärtsbewegung — und draußen war das aufgelegte Junge; ebenso erging es den anderen. Diese Probe wiederholte ich zu meiner und anderer Ueberzeugung sehr oft.

Es ist mir nicht bekannt, ob über das Futter des erwachsenen jungen Kuckucks im ersten Jahre Beobachtungen angestellt sind; doch ist nicht unwahrscheinlich, daß er noch die Kost genießt, die ihm seine Adoptiveltern zukommen liehen.